

LAURA BENETTI

Kein Weihnachtsessen ohne Nonna Lucia



EDEL
ELEMENTS

Sie schweigt erst. „Acht Monate.“

„Waaas? Warum hast du nichts gesagt?“

„Es tut mir leid, ich wollte es ja. Ich will ihn dir auch vorstellen. Ihr werdet euch gut verstehen. Aber ich möchte nicht, dass Mama und Nonna Lucia von ihm wissen. Also, wenn wir Weihnachten da sind...“

„Du“, unterbreche ich sie. „Du bist Weihnachten in Italien. Ich und meine Familie nicht.“

Eine kurze Pause folgt, schließlich ein leises „Oh. Nein, nein, auf gar keinen Fall! Du kannst mich nicht mit den Alten alleinlassen! Was fällt dir ein?“, sagt sie dann hektisch.

Ich kann mir vorstellen, wie sie mit den Händen vor der Nase rudert und wie ihre Wangen rot werden. Wenn sie verärgert ist, klingt sie fast wie unsere Mutter, denke ich, gerade bei den hohen Tönen, die sich wie die quietschenden Bremsen einer Straßenbahn anhören. Nur würde sie mich auffressen, wenn ich ihr das sagen würde. Wenn Eleonora sich bei einer Sache immer sicher war, war es die Tatsache, nie unserer Mutter ähneln zu wollen.

„Ich habe Mama einen Brief geschrieben“, sage ich. „So geht es nicht weiter. Ich habe einen Haufen Baustellen, aber ich kann nicht mit ihr darüber reden, weil sie mir pausenlos von irgendwelchen Möbeln und Friseurbesuchen erzählt. Und wenn sie mir doch mal eine Minute zuhört, rastet sie aus.“

„So ist sie.“

„Ich weiß. Und ich habe es immer geschluckt, weil sie unsere Mutter ist. Aber selbst da gibt es Grenzen. Ich fliege nicht nach Italien mit Kind und Kegel, damit sie ihre tolle Tochter rumzeigen kann, während sie in Wirklichkeit gar nichts über mein Leben weiß.“

Meine Schwester seufzt. „Ich verstehe dich. Ich bin auch immer nur die Tochter, die kurz vor einem glanzvollen Abschluss im internationalen Wirtschaftsrecht steht.“

Ich höre, wie die Verkehrsgeräusche am anderen Ende der Leitung versiegen und sie jemanden begrüßt.

„Ich bin im Café“, sagt sie. „Bevor ich zur Uni fahre, trinke ich neuerdings einen Gemüse-Smoothie. Ist echt lecker.“

„Nein, danke. Ich bleibe bei Kaffee und Gummibärchen.“

„Klingt nach Stress.“

Ich fühle, wie meine Bauchmuskeln sich verkrampfen. Ich habe keine Lust, über Thomas zu reden, aber andererseits macht es die Situation nicht besser, wenn ich es nicht tue. „Ja, mir geht es nicht gut. Thomas wohnt gerade bei seinem Bruder. Ich bin mit Noah und Emma allein.“

Eine lange Pause folgt. „Oh fuck, das tut mir leid“, sagt Eleonora schließlich. Ich höre, wie sie irgendwas mit Spinat bestellt, so weit reichen meine Französischkenntnisse.

„Kommst du klar? Wie geht es den Kindern?“, fragt sie dann.

Während ich mir eine Antwort überlege, schleife ich meine Füße in die Küche, fülle den Mokkaheber mit Wasser und greife nach der Kaffeedose auf dem Regal.

„Bist du noch da?“, fragt meine Schwester nach einer Weile.

„Ja, ich bin noch da. Die Kinder wissen es nicht. Sie denken, er arbeitet woanders. Und ich werde es überleben. Es ist besser, als wenn hier täglich die Fetzen fliegen. Aber klar ist

es Mist. Deshalb habe ich keinen Bock auf Mama, Nonna Lucia und auf sonstige Verwandte. Und auch nicht auf unseren Vater und seine zynischen Witze.“

„Verständlich“, sagt Eleonora. „Ich muss mal gucken, was ich mache. Ohne euch, allein mit den Alten, das ist echt deprimierend. Und sie erwarten, dass ich erzähle, dass ich mit der Masterarbeit fertig bin.“

„Bist du nicht?“

Sie kichert. „Nein, ich habe gerade mal eine Zeile geschrieben. Ich bin frisch verliebt.“

Ich bleibe vor dem Herd stehen, den Mokkaocher in der Hand. „Nicht dein Ernst?“

„Keine Sorge, irgendwann habe ich schon diese verdammte Urkunde in der Hand, damit Nonna Lucia sie in der Küche aufhängen kann.“

„Nonna Lucia geht es nicht gut“, sage ich. „Mama meinte, mit ihrem Herzen ist es schlimmer geworden. Sie fragt mich jedes Mal, wie es um dein Studium steht. Was soll ich ihr verdammt noch mal sagen? Kannst du nicht erzählen, dass du fertig bist? Sie hat doch keine Ahnung, wie ein Zeugnis in Frankreich aussieht.“

„Und dann wollen Mama, Zio Andrea und seine tolle Freundin Enrica zur Abschlusszeremonie der Fakultät kommen, und ich bin nicht unter den lächelnden Absolventen. Ein bisschen kurz gedacht, Schwesterlein.“

Ich stelle mir vor, wie Nonna Lucias schneeweiße Haut während des Weihnachtsessens noch blässer wird, wenn sie mitbekommt, dass Eleonoras Abschluss in den Sternen steht. Ich sehe vor mir, wie sie ohnmächtig wird und mit ihrem Gesicht auf den Tisch knallt und sich das Nasenbein bricht. Nach Manieren stehen Diplomzeugnisse in ihrer Wichtigkeitsskala an zweiter Stelle, vielleicht gerade, weil ihr als Frau vor siebzig Jahren ein Studium verweigert wurde. Ich drücke meine Hand gegen die Schläfe und spüre den hämmernden Zwerg wieder, der meinen Kopf zerstören möchte.

„Vielleicht ist es tatsächlich besser, wenn du auch das Weihnachtsessen in Italien sausen lässt“, sage ich.

„Ich schaue mal. Mach dir nicht so viel Sorgen um die. Du hast genug um die Ohren.“

„Das stimmt. Ich mache mir aber trotzdem Sorgen.“

„Nonna Lucia wird nicht ins Gras beißen, sie ist zäh“, sagt Eleonora.

Nachdem wir uns verabschiedet haben, bereite ich mich auf den Arbeitstag vor. Ich ziehe den schwarzen Anzug an, den ich gestern aus der Reinigung abgeholt habe, streife weiße Socken über meine nackten Füße und putze mir die Zähne. Vor dem Spiegel über dem Waschbecken erschrecke ich mich über meine dunklen, tiefen Augenringe, die fahle Haut und die Apathie, die ich ausstrahle. Ich ärgere mich, als ich mit dem Blazer-Ärmel eine Träne aus meinem Gesicht wische. Ich habe eine tiefe Abneigung gegen dauernd jammernde, sich in Selbstmitleid suhlende Menschen. Ich habe meiner Mutter immer vorgeworfen, kein Rückgrat zu haben, sich gehen zu lassen, und nun verhalte ich mich genauso wie sie. Mein Mann ist vorübergehend weg, aber so geht es vielen Frauen auf dieser Welt. Ich habe mich mit meiner Familie gestritten, aber ich kann auch ohne sie, zumindest erstmal. Bevor ich in meinen Mantel schlüpfte, schaue ich zum tausendsten Mal an diesem Tag auf mein Handy, in der Hoffnung, dass meine Mutter oder Thomas sich gemeldet haben, doch es sind weder neue Nachrichten noch Mails eingegangen.

Den Bericht, den ich bis zum Ende des Jahres schreiben muss, schiebe ich zur Seite und kümmere mich stattdessen um eine PowerPoint-Präsentation für eine bald stattfindende Unterhaltungselektronikmesse. Immer wieder starre ich auf die Uhr an der Wand und stelle fest, dass wieder nur fünf Minuten vergangen sind. Ich stelle mir vor, wie Thomas in seiner Kanzlei mit Blick auf den Fernsehturm sitzt und ebenfalls durch die Mails scrollt. Denkt er dabei an uns, an unsere letzten zehn Jahre? Wohl kaum. Wenn er in seine Arbeit vertieft ist, lässt er sich nicht von privaten Angelegenheiten ablenken, das ist sein Kredo. So sehr ich ihm die Stelle in dieser renommierten Kanzlei gegönnt habe, nachdem er jahrelang unterbezahlt gearbeitet hatte, wurde seit seiner Einstellung bei „Schmidt und Partner“ unsere Beziehung zunehmend schlechter, und der tief entspannte, sonnige Mann, in den ich mich verliebt hatte, verblasste immer mehr zu einer Erinnerung. Ich sehne mich nach den Vormittagen, an denen wir die Uni geschwänzt, DVDs geschaut und leidenschaftlichen Sex gehabt haben. Ich vermisse die Zeit, in der wir nicht auf unsere Smartphones schauen mussten, um zu wissen, ob wir an einem Sommernachmittag zum See radeln wollten.

Ich verkleinere das Office-Fenster und logge mich bei Facebook ein. Meine Hand zittert, während ich mein Passwort eingebe, denn nie zuvor habe ich während der Arbeitszeit privat im Internet gesurft. Ich tippe den Namen von Thomas' Geliebter ein und stöbere auf ihrer Facebook-Seite. Mit offener roter Mähne grinst sie in die Kamera und zeigt ihre tätowierte Schulter. Ich würde sie nicht hässlich nennen, aber sie strahlt nichts Besonderes aus. Ich versuche mir vorzustellen, wie Thomas und sie sich zwischen den Laken räkeln, empfinde aber so einen Ekel dabei, dass ich würgen muss. Gleichzeitig frage ich mich, warum ich so sauer auf Thomas bin.

Als die Schweigemomente und die Auseinandersetzungen mit den Jahren zugenommen hatten und der Sex immer weniger wurde, war es klar, dass einer von uns früher oder später eine Affäre haben würde. Es hätte mir genauso passieren können, rede ich mir ein. Aber nein: Ich kann mir nicht vorstellen, mit einem anderen Mann ins Bett zu gehen. Ich sehe Thomas' nackten Körper vor mir, den muskulösen Rücken, das Muttermal auf der linken Schulter, die Narbe auf dem rechten Knie, Erinnerung an einen Moped-Unfall aus der Jugend. Ich klicke gerade rechtzeitig die Seite zu, bevor Harry, mein Juniorchef, den Raum betritt und vor meinem Schreibtisch hält.

„Alessandra, Bernd braucht den Bericht über die Werbekampagne des neuen Wirtschaftsmagazins.“

„Gibt mir eine Viertelstunde“, seufze ich. Er nickt, schiebt mit der linken Hand eine Haarsträhne hinter das Ohr und lächelt.

„Auf dich ist Verlass. Ich komme nach der Mittagspause.“

Als er das Büro verlässt, betrachte ich wieder die Bilder meiner Konkurrentin auf Facebook. Ich will nicht in die „Was-hat-sie-was-ich-nicht-habe“-Falle tappen, aber ich kann nicht aufhören, mich zu fragen, ob Thomas wirklich bei seinem Bruder oder doch bei ihr beziehungsweise einer anderen Frau schläft, obwohl ich weiß, dass sein Fremdgehen ein Ergebnis unserer Probleme ist und nicht umgekehrt.

Ich wünschte, ich könnte mit Mama darüber sprechen. Ich weiß, dass sie die Affären meines Vaters zumindest geahnt haben muss, allein wegen der Tatsache, dass in meiner kleinen Heimatstadt jeder über jeden Bescheid weiß. Hatte sie je den Gedanken, ihre

sichere Stelle zu kündigen und uns Kinder ins Auto zu packen, um ganz woanders, mit einem anderen Beruf und einem anderen Mann, eine neue Existenz anzufangen? Ich erinnere mich nur an die Tage, an denen sie sich am frühen Nachmittag ins Schlafzimmer zurückzog, sich ins Bett legte und die Rollläden runterzog.

„Ich habe einen Migräneanfall“, sagte sie immer, und ich glaubte ihr bis zu meiner Gymnasialzeit. Bis ich herausfand, dass die Tabletten, die auf der Ablage im Bad lagen, nicht gegen Kopfschmerzen waren. Irgendwann stand sie auf und tat, als ob sie wirklich nur müde gewesen wäre, obwohl ihre Augenlider geschwollen waren. Dann spielte sie mit uns Uno und Cluedo, oder wir schauten uns zusammen irgendwelche Teeniesendungen an, und sie lachte vergnügt dabei, obwohl sie mehr als albern waren. Manchmal schlich sie sich von hinten an, während ich las, und kitzelte meinen Bauch, woraufhin ich sie zurückkitzelte und man bis unten auf die Straße unser Lachen hören konnte. Aber ich kann mich noch an das Gefühl erinnern, dass ich sie nicht allzu fest anfassen durfte, sonst würde sie zerbrechen, wie diese Puppen, die wir manchmal im Kunstunterricht bastelten, bei denen früher oder später immer ein Arm oder der Kopf abfielen. Ich hatte Angst um sie. Habe ich immer noch.

Meine Kollegen rufen mich zur Mittagspause. Ich ziehe mich an und folge ihnen in die Kantine eines Forschungsinstituts, in der wir täglich essen. Zu sechst nehmen wir an einem der weißen Plastiktische unter dem grellen Neonlicht Platz. Ich sitze neben Florian, dem neu angestellten Grafikdesigner, der sein Schnitzel mit Pommes im Rekordtempo herunterschlingt. Wir haben bis jetzt lediglich ein paar Mal Smalltalk betrieben, und er weiß nichts über mein Innenleben, genauso wie die anderen Arbeitskollegen.

„Was ist das Verrückteste, das du je gemacht hast?“, frage ich, nachdem ich einen Schluck Apfelschorle getrunken habe.

Er legt sein Besteck auf den Teller und neigt den Kopf zur Seite. Auf seinen rasierten, rosigen Wangen bilden sich Grübchen. „Ich bin mit meinen Kumpels kurz nach dem Abi nachts über den Zaun vom Freibad geklettert, dann haben wir nackt gebadet. War herrlich.“ Er lächelt und lässt seinen Blick über den Kantinentresen und die abgepackten Salate in der Vitrine schweifen.

„Und du?“

„Oh, ich hab viel gemacht. Einmal am Silvester bin ich in Unterwäsche bei minus fünf Grad auf die Straße gerannt, weil meine Freundin und ich eine Wette verloren hatten.“ Ich lache, weil ich immer noch die Passanten vor mir sehe, die mich und die ebenfalls halbnackte Nancy schockiert anstarrten.

„Wie kommst du auf diese Frage?“

Ich zucke mit den Schultern. „Manchmal frage ich mich, was ich hier mache. Wie mein Leben wäre, wenn ich mich, statt für BWL und Werbeagentur, dafür entschieden hätte, in Griechenland Oliven zu züchten, oder für eine NGO Brunnen in Afrika zu bauen.“

Florian senkt seine schmalen Augenbrauen und reißt ein Stück von seinem Brötchen ab. „Ich denke, es ist allzu menschlich, dass man ab und zu mit dem Gedanken spielt, ganz was anderes zu sein. Aber das hat nichts damit zu tun, dass man es tatsächlich will. Wenn du

wirklich eine Bäuerin in Griechenland wärst, würdest du dich vielleicht fragen, wie es ist, in Berlin für eine Werbeagentur zu arbeiten. Und bei unserer Arbeit mangelt es einem ja echt nicht an Herausforderungen.“

Ich nicke. „Vielleicht sind es wirklich nur Spinnereien. Es ist gar nicht so schlecht bei uns“, sage ich. Ich könnte über unsere Chefs lästern, die nie Überstunden bezahlen und grundsätzlich versuchen, mit so wenig Entlohnung wie nötig so viel wie möglich aus ihren Angestellten herauszusaugen, doch ich will den neuen Kollegen nicht verprellen. Er wird die Wahrheit ohnehin bald selbst rausfinden.

„Wollten deine Eltern, dass du Grafikdesign studierst?“

Langsam muss er sich fragen, was ich von ihm will, denke ich, aber er behält seinen ruhigen Ton und sein lauwarmes Bürolächeln bei.

„Ich denke, sie waren mit meiner Entscheidung ganz zufrieden, aber sie haben mich natürlich nicht gezwungen“, sagt er. „Ich habe mich schon immer für Technik und Grafik interessiert. Hat dich deine Familie gezwungen, Controlling zu studieren? Oder was hast du nochmal gemacht?“

„BWL, Schwerpunkt Management“, sage ich. „Nein, sie haben mich nicht gezwungen. Nicht direkt. Obwohl ... meine Familie ist kompliziert. Nichts, was man in zwei Sätzen abhandeln kann.“ Ich denke daran, wie Nonna Lucia in Tränen ausgebrochen ist, als sie die Zahl Hundert auf meinem Abiturzeugnis sah, die höchste Note in Italien.

„Gott hat dir so viel Talent gegeben, tesoro. Mach bloß was Vernünftiges daraus“, sagte sie.

„Sie haben mich zu nichts gezwungen, aber sie wollten, dass ich irgendwas Sinnvolles mache. BWL, Jura oder Medizin“, sage ich.

Er nickt. „Ich bin bis jetzt ziemlich zufrieden, wie es hier läuft“, sagt er, während er geräuschlos das Brötchen zerkaut. „Natürlich gibt es in jedem Beruf langweilige Momente. Aber du hast einen Mann und Kinder, oder? Ich denke, da hast du genug Abwechslung.“

Ich beiße auf meine Oberlippe. „Kinder habe ich, ja. Einen Mann nicht. Zumindest im Moment.“

Florian senkt seinen Blick. „Tut mir leid.“

„Schon gut. Shit happens“, sage ich, bevor ich aufstehe und den Tisch verlasse.

Während ich mit vollen Einkaufstüten und einem müden Kind auf dem Arm die Treppen hochstapfe, sehe ich schon Frau Peters vor meiner Tür stehen. Sie wohnt neben mir, ist schätzungsweise Mitte sechzig und alleinstehend oder verwitwet, so genau weiß ich es nicht.

„Ihre Großmutter wartet im Restaurant unten auf Sie“, sagt sie.

Ich bleibe wie angewurzelt auf der vorletzten Stufe stehen, Noah kann nicht mehr bremsen und rammt mir den Kopf in die Kniekehle, woraufhin ich fast das Gleichgewicht verliere.

„Das ist unmöglich. Meine Großmutter wohnt in Italien. Meine ganze Familie wohnt in Italien.“

„Nein. Ich sage Ihnen, sie war eben gerade hier.“